Paed. Pr.
4449
7

Paed. Pr. 4449 g

A. Weber Nbg. sc.

Das Blumenkörbchen.

Eine Erzählung,

dem blühenden Alter gewidmet

von dem

Verfasser der Ostereyer.

Christoph v. Schmid

Mit einem Titelkupfer.

Landshut, 1823.

Im Verlag bei Philipp Krüll.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschicklichkeit, mit der er alles anfing, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. Es wurden ihm mancherley kleine Geschäfte in dem Schlosse übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Ver=

stand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurück gebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Pallaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können. Allein der gute Mann sehnte sich immer nach dem stilleren Landleben zurück, und da um eben diese Zeit ein kleines Gütchen zu Eichburg, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurück gestellt wurde, so bath Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenslang unentgeldlich und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Getreide und Holz, als für seine künftige Haushaltung nöthig seyn möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsbaue bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte,

ward sie ihm durch den Tod entrissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehreren Kindern allein am Leben geblieben war, und bey dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blickte einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sie die kleine Haushaltung schon auf das beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen erblickte man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geschirre fast wie neu, das ganze Haus war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdieß half sie ihrem Vater bey den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Va-

ter wußte durch erheiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Samen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. So hatte Marie in ihren freyen Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede fremde Knospe nachsinnend und rathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie aufbrach, und hatte dann, wenn die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht dastand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude, sagte dann der Vater lächelnd. Mancher giebt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumensamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit.“ In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies konnte kaum schöner seyn, als unser Garten!“ Es ging auch nicht leicht jemand an dem Garten vorbey,

ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude seiner Tochter an den Blumen zu einem höheren Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherley Gestalten, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte, und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewöhnt, die erste Morgenstunde der Andacht zu widmen, und er stand deßhalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menschliche Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch bey allen seinen Geschäften nicht ein Paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung im Himmel beschäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man, unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne

so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen giebt, den Vogel in der Luft ernährt und die Blumen so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menschen kennen, der sich uns noch unendlich lieblicher und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie bethen, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen bethete. Diese Morgenstunden trugen vieles dazu bey, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März' voll Freude das erste Veilchen brachte, sprach der Vater: „Das holde Veilchen sey dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern versteckt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sey auch du, liebe Marie, ein stilles Veilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verschmäht, nicht bemerkt seyn will, und, bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut."

Als die Rosen und die Lilien in voller Blüthe standen, und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocher=

freuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne beleuchtet war: „Die Lilie sey dir, liebe Tochter, das Bild der Unschuld! Sieh, wie schön, wie hell und rein sie dasteht! Der weißeste Atlaß ist nichts gegen ihre Blätter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist! Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verletzt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unschuld verletzen! Die Rose aber, sprach er, indem er auf eine hinzeigte, sey dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Glut, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe." Der Vater pflückte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen und stehen auch in Sträußen und Krän-

zen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillings-schwestern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter, und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz sey immer rein gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen."

Die schönste Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Rosenstock, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten stand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die schönsten goldgelben und purpurgestreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich schön, und war ganz mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete es jeden Morgen. „O wie schön, rief sie entzückt, wie herrlich roth und weiß! Es ist, als wenn das ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumenstrauß wäre!" Eines Morgens kam sie wieder — da hatte der Reifen die Blüthen versengt. Sie waren bereits gelb und braun, und schrumpften an der Sonne zusammen. Marie weinte über den traurigen Anblick. Da sprach der Vater: „So verderbt die sündliche Lust die Blüthe der Jugend. O Kind, zittre vor Verführung! Sieh,

wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machest, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten — ach, dann würde ich noch schmerzlichere Thränen weinen, als du jetzt weinest. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken.“ Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruck.

Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen ihres Gartens heran — blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bey dem Anblick seiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweytes Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse.

Einmal, an einem lieblichen Morgen zu Anfang des Mayes, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidensprossen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flocht. Da fand sie die ersten Mayblümchen. Sie pflückte einige davon, und machte zwey Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für sich. Als sie auf dem schmalen Fußsteige durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia, die sich gewöhnlich in der Residenzstadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beyden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmchen erblickte, etwas seitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbiethig an dem Fußwege stehen.

„Ey, giebt es denn schon Mayblümchen!“ rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie both sogleich jeder der beyden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „O nicht doch; es ist ganz und gar nicht deßwegen geschehen! Gönnen Eure Exzellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalien noch öfter Mayblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Mayblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalie fand an Mariens gutem, natürlichem Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungekünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Mayblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfter nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deßhalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedenke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertiget. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gern zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinflocht.

Am Morgen von Amaliens Geburtstage pflückte nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abstachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzchen von

Vergißmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos und die blauen Vergißmeinnicht nahmen sich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln, und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Putztische. Ihr Kammermädchen stand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfschmucke für das heutige Fest beschäftiget. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind! sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — so schön, so geschmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah. O komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf, nahm Marien freundlich bey der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O sehen Sie doch, Mamma, rief sie schon unter der Zimmerthüre, was für ein unvergleichliches Geschenk mir Marie brachte! Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen giebt es wohl auch nicht.“

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That, sagte sie, es ist sehr schön! Ich wünschte es gemahlt zu besitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstück, als je der größte Mahler eines gemahlt hat. Es macht Mariens gutem Geschmacke sehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre.“

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!“ sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meynest du, daß sich wohl am besten für sie schicke?“

Amalia sann einige Augenblicke nach. „Ich denke, sagte sie hierauf, ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut,

als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben heraus gewachsen. Für Marie aber giebt es noch ein schönes Festkleid. Zurecht machen kann sie es sich selbst; sie ist dazu geschickt genug. Wenn es Ihnen also nicht zu viel wäre —"

„Ganz und gar nicht, sagte die Gräfin. Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen."

„Geht jetzt, guten Kinder, sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde der Tafel seyn, und anstatt des Aufsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß' ich Amalien!"

Amalia eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?" — „Nein! sagte Amalia, ich werde es Marien schenken." „Das Kleid? rief Jettchen schnell. Weiß das die gnädige Mamma?" — „Bringe du das Kleid,

sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen."

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen!" Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalia, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freylich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater." Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen setzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist du böse, Jettchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm, sagte Jettchen, wenn ich böse wäre, weil Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Gräfin Amalia; ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!“

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleide voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte aber über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidig, und was das Schlimmste wäre, dich eitel machen. Sey daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, auserlesenste Anzug.“

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammen gelegt, und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie, sprach sie, was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gieb ihn doch geschwind her, sonst giebt das eine schreckliche Geschichte. Gieb geschwind; dann läßt sich die Sache noch vermitteln."

Marie erschrack, daß sie todtenbleich wurde. „Ach Gott, sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand."

„Marie, sagte die Gräfin Amalia wieder, ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt wil-

len, gieb mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bey tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine Kleinigkeit an. Gieb ihn mir, und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!“

Maria fing an zu weinen. „Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, niemanden etwas zu nehmen.“

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilfertig in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sey. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an dem Tischecke halten, und auf die Bank niedersetzen mußte.

„Kind, sprach er, einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist aber noch das Wenigste. Denke an das Geboth Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That sind wir nicht blos den

Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebothe vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und dich zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es, und gieb den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden."

Marie sagte weinend und schluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Strasse gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurück gestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!"

„Sieh, fing der Vater wieder an, der Engel, die junge Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es so gut mit dir meynt, die dich diesen Augenblick erst so reichlich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du

den Ring, so sag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sey aufrichtig und lüge nicht."

„Vater! sagte Marie, Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume oder eine Hand voll Gras von der Wiese eines andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas so Kostbares. Glaubt es doch, Vater! ich habe Euch ja in meinem Leben nie angelogen!"

„Marie, sagte der Vater noch einmal, sieh meine grauen Haare an! Bring' sie nicht mit Herzenleid unter die Erde! Erspar' mir diesen Jammer! Sag' es vor Gott — zu dem ich bald zu kommen hoffe, und der keine Diebe in seinen Himmel eingehen läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!"

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will; so gewiß habe ich ihn nicht."

„Nun, sagte der Vater, so glaub' ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du

vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sey es du auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns seyn werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und der rettet uns gewiß, und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag."

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freylich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren,

schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — weg ist er. Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie alles zwey, drey mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?" —

„Das begreife ich auch nicht! sagte der Vater. Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt seyn sollte — sagte er mit einem Blicke zum Himmel — sieh, Herr, hier bin ich! Nur deine Gnade, o Gott, und es ist mir genug."

„Wahrhaftig, sagte die Gräfin, ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marien nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß

ich ihn gewiß bringe!“ — — „Lebt wohl! sagte Amalia noch. Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?“ Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß eines sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stützte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren floßen über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blickte weinend zu ihm auf, und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!“

Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen, und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken.“

„O Vater, fing Marie wieder an, was kann dieß für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O, wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden sollet, das ist mir das Schrecklichste!“

„Vertrau' auf Gott, sagte der Vater, und sey unverzagt. Gegen seinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kom-

men wird, ist alles von Gott — also gut, und zu unserm Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schrecken, und bleibe immer genau bey der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verletze dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Hauptkissen — auch im Kerker. —

Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr trösten können, gute Marie! Halte dich also desto fester an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschützer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!"

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgerissen — der Justizamtmann, der Aktuar, und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrey und umfaßte ihren Vater mit beyden Armen. „Reißt sie auseinander, rief der Amtmann, und seine Augen funkelten von Zorn. Die Tochter legt in Ketten und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besetzt und bewacht, und laßt niemanden herein, bis ich und der Aktuar alles selbst genau durchsucht haben."

Die Gerichtsdiener rissen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt

aus den Armen, und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Strasse heraus brachte, waren schon eine Menge Leute zusammen gelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stünde es im Brande. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von manchen beneidet. „Nun weiß man doch, sagten sie, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — ist es keine Kunst, besser zu leben, und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken."

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: „Ach Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen. Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? Doch — vielleicht ist es nicht

so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen! Und wäre es auch, nun so wolle Gott ihnen beystehen, daß sie ihren Fehler erkennen, sich bessern, und dem großen Unglücke, das ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz sicher sind!"

Von den Kindern des Ortes standen da und dort einige beysammen und weinten. „Ach, sagten sie, wenn man sie einsperret, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun!"

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, bethete und sank dann, von Schrecken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war

es bereits Nacht. Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meynte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. Sie fing schon an, sich zu freuen — allein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rasseln derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschrocken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun, rief sie, und sank auf die Knie, als diese gefesselten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blicke in dieses Gefängniß, und sieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! O gieb doch nur wenigstens ihm Trost in das Herz, und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!“ —

Ein Strom von Thränen floß bey dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erstickten ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jetzt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine, schwarze Eisengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab.

Marie konnte am Wiederscheine des hellen Mondslichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rohen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Hälmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bey dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblickte sie einen alten Freund. „Kommst du, sagte sie, lieber Mond, und siehst du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkämmerlein schienest, damals glänztest du viel schöner und heller, als jetzt durch dieses dicke, schwarze Eisengitter. Trauerst du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freylich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! — Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick sehen könnte! Du, lieber Mond, blickest vielleicht jetzt auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!“

„Aber wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir diese eiteln Reden, lieber Gott! Du, o Gott, blickest in das Gefängniß meines Vaters! Du siehst ihn und mich! Du schauest in unser beyder Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O sende Du ihm Trost in seinen Leiden!"

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch von Blumen ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen einige Rosenknospen und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Brust gesteckt. Diese Blumen hauchten die süssen Wohlgerüche aus. „Seyd ihr noch da, ihr lieben Blümchen, sagte sie, als sie das Sträußchen erblickte, und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr schuldlosen Geschöpfe? Womit habt denn ihr es verdient? Doch, das sey mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, als ihr."

Sie nahm das Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach, sagte sie, als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospen und an dem nahen Bächlein, diese Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker

liegen würde! — Als ich jene Blumenkette flocht, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldlosesten Handlungen Anlaß geben können! Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen."

Sie weinte aufs neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospen und Vergißmeinnicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Der die Blumen nicht vergißt, und sie mit Thau und Regen tränkt, sagte sie, kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfle Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürstenden Blumen mit reinem Thau des Himmels füllest!"

Mit Thränen gedachte sie jetzt ihres Vaters. „O du guter Mann! sagte sie; wenn ich dieses Sträußchen da so betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne!"

„Diese Rosenknospen da blühten aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese halbaufgeblühte Rose früher hätte aus der fest-

verschloßenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte sie nach und nach, gleichsam mit sanftem leisen Finger, diese zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen! Ich will also geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da ist!"

„Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergissest! — Sie sind blau, diese zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sey mein Trost bey allen Leiden dieser Erde!"

„Das ist eine wohlriechende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so — freudig blühend — wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporschwingen."

„Diese Resede hier ist es vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch.

geruch. Dir will ich auch gleichen — auch denen gut seyn, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten rissen, und in diesen Kerker warfen!"

„Hier ist ein Zweiglein Sinngrün. Dieses bleibet auch im Winter frisch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jetzt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!"

„Da sind noch ein Paar Lorberblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorberkranz, der allen, die hier auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist. O mir ist es, ich sähe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen ewiggrünen Siegeskranz! Ihr Blumen der Erde seyd wie ihre Freuden alle vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist."

Eine finstere Wolke verdunkelte jetzt plötzlich den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr aufs neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuvor. „So, sprach jetzt Marie, kann die Unschuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt sie doch wieder hell und schön. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jetzt eine schwere Wolke bösen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen."

Marie legte sich jetzt wieder auf ihren Bund Stroh nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandle beym Mondscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterer Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle die bunten Blumen des Gärtchens blühten und dufteten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an

seinem Halse die süßesten Thränen, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube, mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtische, der vor Alter bereits ganz schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: „Mich betriegest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du;

niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!"

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und hab' ihn nicht!"

„Man hat den Ring in deinen Händen gesehen! fuhr der Richter fort. Was sagst du nun dazu?" Marie betheuerte, das sey unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde herein geführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen, zu den Leuten im Schlosse gesagt: „Den Ring hat niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herabkommen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblick erschrocken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig seyn und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, wie so manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer

der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie, könnten auch noch andere honette Personen in Verdacht bringen.“

Man nahm Jettchen beym Worte; sie sollte jetzt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewissens kein Gehör. Sie dachte: „Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt, oder gar eingesperrt!“ Sie bestand daher auf ihrer Lüge, und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bey dir gesehen.“

Marie entsetzte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte blos, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bey mir. Wie magst du doch so entsetzlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, so unglücklich machen!“

Allein Jettchen, die nur auf ihren eignen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte sich gar

nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du bist überwiesen! sagte der Richter hierauf zu Marien. Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast.“

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter sie schlagen bis aufs Blut. Marie schrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sey unschuldig — allein alles half nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Blaß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsetzlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, bethete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständnisse zu bringen. „Du hast das Leben verwirkt! sagte er. Du hast verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du

aber bekennest, wo der Ring ist, so soll dir nichts weiters mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurück kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwischen Leben und Tod! Sieh, ich meyne es dir gut. Was wird der gestohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füssen liegt?" — — Marie blieb bey ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verstockt bleiben, und selbst dein junges Leben nicht achten willst — so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, so hartnäckig zu läugnen? Meynest du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte?" Marie erschrak über diese Worte, daß sie fast umsank. „Bekenne, sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Sylbe „Ja!" kann dein und deines Vaters Leben retten!" —

Dieß war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Allein sie

dachte bey sich selbst: „Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde. Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen — und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles übrige getrost Dir überlassen.“ Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreyen könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber — fuhr sie fort — wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen.“

Von diesen Worten wurden alle, die zugegen waren, gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bey Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag, sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sey unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders seyn, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben.“

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er saß den ganzen Tag über den Prozeßakten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse holen, und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob, fing er an, ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben jemanden mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesetzen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme, und so der Schaden gut gemacht würde, so könnte sie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt sie aber fort, so hartnäckig und boshaft zu läugnen, so ersetzt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Geht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurück zu geben, und ich gebe Euch die Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht sterben, sondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr seyd Vater; Ihr vermögt alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seyd, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut.“

Der Vater sagte: „Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat, und es also auch nicht einbekennen wird, weiß ich schon zuvor. Ich will indeß alles versuchen und ich sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es jedoch unschuldig hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!“

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann stillschweigend in Mariens Gefängniß, stellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselein mit Mariens Nachtessen und der irdene Wasserkrug noch unberührt da standen, ging dann wieder hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete, und den düsterrothen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrey, fuhr, daß ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest in seine Arme. Beyde schwiegen lange, und ihre Thränen floßen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater, fiel ihm Marie

in das Wort, Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! Ach Gott, fuhr sie weinend fort, so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen.“

„Sey ruhig, liebes Kind, ich glaube dir! sprach der Vater. Es ward mir blos so befohlen, dich zu fragen.“ Beyde schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöset und flogen zerstreut umher. „Armes Kind, sprach er, Gott hat dir ein schweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!“ —

„Ach Vater, sagte Marie, um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!“

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind, sagte der Vater. Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber

mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß — —."

„O, rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, wenn dieß ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel sehen! O wie freue ich mich darauf!"

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob, sagte er endlich, und faltete die Hände, Gott Lob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone und Freude seines Alters so zu verlieren! — Doch, schluchzte er mit gebrochener Stimme, Herr, dein Wille geschehe. Du verlangest ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm sie hin! In deine Hände übergebe ich sie, mein Liebstes auf Erden; da ist sie am Besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am besten versorgt. — Ach, es ist doch besser, liebe Marie, du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß

ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderblichen Welt verführt, deiner Unschuld beraubt, und zu Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeih, daß ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr gut — werth unter die Engel des Himmels versetzt zu werden; aber die Welt ist böse, sehr böse; alles ist möglich, und selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so seyn sollte, getrost, meine Tochter. Noch stirbst du in deiner Unschuld. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch seyn mag. Du wirst dann als eine reine unbefleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — ins Paradies versetzt!"

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Worte. „Doch, noch Eines! sagte er über eine Weile. Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeihest ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? — Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Kerker, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glücklicher, als sie in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeih ihr, Marie, wie dein

Erlöser seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst alles von Gott?“ — Marie betheuerte es.

„Und nun, fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, empfehle ich dich Gott und seiner Gnade — und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jetzt das letzte Mal seyn, daß ich dich erblicke, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! denn diesen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.“

Der Gerichtsdiener mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurück halten, und umschloß ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtseyn sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheure ich es, rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, sie ist unschuldig. Mein Kind ist keine Diebin.“

„Ich möchte es bald auch glauben, sagte der Richter, allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheuerungen richten,

sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal da liegt, und der Buchstabe des Gesetzes es mir vorschreibt."

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichsburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausgehen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stunden lang mit dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beyden Gräfinen, Mutter und Tochter, bathen mit Thränen in den Augen,

Ma=

Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankünden. Der Scharfrichter reinigte einstweilen die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettchen erblickte ihn auf einem Spaziergange bey dieser Arbeit und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward sehr bestürzt, saß ganz bleich bey dem Abendessen, rührte nichts an, und jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe sey. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruh. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebstahls und hartnäckigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf im-

mer in das Zuchthaus geschickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; beyder Habschaften aber sollen zu einem, wie wohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie solle mit ihrem Vater über die Gränze gewiesen werden, und er geboth, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbey geführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel nach der Meynung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschickt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Diese Furcht war nun verschwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böses Herz gewannen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalia hatte einmal, als sie Mariens Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu

Jettchen gesagt: „Bring mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen.“ Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jetzt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder, sagte sie zu Marie. Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben. „Sie warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnischem Lachen wieder in das Schloß zurück, und schlug die Thüre mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit einer Thräne im Auge auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es endlich, so wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann,

müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen, und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter, sagte er, und schloß Marien in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen, und hob sie mit den seinigen empor — vor allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt unter seinen freyen Himmel und an die frische Luft; daß Er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und bethete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Sieh! bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir! Blick herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in deinen Schutz! Sey Du unser Begleiter auf den rauhen

Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getrost sterben können. Ja, dieses Plätzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen und Glauben an Dich wandern wir getrost dahin."

Da beyde so gebethet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein hoher, fröhlicher Muth in beyder Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tags auf einen Hirsch angestanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob, sagte er, seyd Ihrs. Ich meynte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschickt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!"

„So weit der Himmel blau ist, sprach Jakob, ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel."

„Lieber Gott! fing der Jäger wieder mitleidig an. Man hat Euch ja fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!"

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!" sprach Jakob.

„Und mit Geld, fragte der Jäger wieder, werdet Ihr auch nicht versehen seyn?"

„Wir haben ein gutes Gewissen, antwortete Jakob; da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte."

„Redet doch, sagte der Jäger, Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?"

„Dieses leere Körblein da zu meinen Füßen, sprach Jakob, ist unser ganzes Vermögen. Was meynt Ihr wohl, daß es werth seyn könne?"

„Mein Gott, sagte der Jäger bekümmert, einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das seyn!“

„Nun, fuhr Jakob lächelnd fort, so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwey gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerey noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beschäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir drey tausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler reinen Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob, sagte der Jäger, daß ihr es so nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunst auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jetzt hin?“

„Weit fort, sprach Jakob, wo uns kein Mensch kennet — wo uns Gott hinführt.“

„Jakob, sagte der Jäger, nehmt doch diesen starken, dicken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dort zu ersteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisestab! Und da, fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.“

„Den Stab, sprach Jakob, will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, gehört es dem Grafen.“

„Alter, ehrlicher Jakob! sagte der Jäger, habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um seine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestreckt, und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jetzt wieder in bessern Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld ist Euch recht von Gott beschert.“

„Nun, so will ich es denn nehmen, sprach Jakob, und Gott wolle es Euch in etwas An-

derem wieder ersetzen. Sieh, Marie, sagte er hierauf zu seiner Tochter, wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfange unserer Reise für uns sorgt. Da schickt Er uns, bevor wir die Gränze verlassen, noch unsern alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat Er unser Gebeth schon erhört. Darum sey fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen."

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie! sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. Ich habe euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bey euch eintreffen: Ehrlich währt am Längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite euch!"

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bey der Hand, und wanderte mit ihr die Strasse durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch seyn. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchem andern wurde ihnen mit Murren blos ein Stücklein trocknes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Allein, Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stücklein herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten

sie noch froh seyn, in einer Scheure übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Strasse sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten Manne übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angst beynahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser umher — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Knien auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblickte sie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bey dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme flehte sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beyde schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann doch ein Roß an

das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser, und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel herum schlecht und eine starke halbe Stunde weiter sey, eilte sie mit dem Wasser und dem Weinessig auf eben dem Wege, den sie gekommen war, zurück, um desto eher bey ihrem Vater zu seyn.

Als sie bey ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin richtete ihm ein gutes Bett. Marie behalf sich, um immer bey ihrem kranken Vater zu seyn, gerne auf der Bank. Die Krankheit war blos Entkräftung, die von der schlechten Kost, dem elenden Nachtlager und den Mühseligkeiten der Reise hergekommen war. Die gute Bäuerin gab alles her, was ihr Haus ver-

mochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie sparte weder Mehl noch Eyer, weder Milch noch Butter — sogar einige Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kraftlosen Greise kräftige Suppen zu machen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da, sagte er lächelnd zu der Bäuerin, brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun."

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und für das Geld, das sie ausgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott, sagte sie, so giebt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen."

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabey die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meisterin im Stricken und Nähen, und nähte und strickte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nah-

rung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder aufseyn konnte. Alle die Tage seines Lebens mochte er nie müßig seyn. Er suchte daher seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb machte. Er hatte ihren Geschmack vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrzahl eingeflochten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alles im Hause bewunderte die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hocherfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun sind wir euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“

Allein der Bauer nahm ihn bey der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob!

Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum denn wollet Ihr fort? Ihr seyd sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts!"

Die Bäuerin trocknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bey uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter ist vor der Thür'! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs neue krank werden?"

Jakob versicherte, daß er nur deßwegen gehen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ey was beschwerlich, sagte der Bauer; habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stüblein seyd ihr uns nicht im Wege, und was ihr brauchet, verdient ihr ja!"

„Ja wohl, sprach die Bäuerin, das verdient Marie allein schon mit Stricken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neulich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gerne solche Körbe haben. Ich will Euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen."

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeugten darüber die aufrichtigste Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Haushaltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerheerde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strickte oder nähte, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und alle im Hause hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit es gehörig zu bauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbste Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie von Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherley Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichen Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesamen einkaufte, auch einige Rosenstauden, Lilienzwiebeln, Aurikelnstöcklein, Samen von Goldlack, Levkojen und andern schönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehrere in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in allem, was er that.

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er wußte immer etwas neues zu sagen.

Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll Freude. „Wohl! sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. Wer sucht, der findet.“ — „Aber höre, fuhr er fort, es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornen wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen seyn sollten. Bleibe du nur von Herzen fromm und gut, mein Kind, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen.“

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offne Thüre in den Garten gerathen, und mit beyden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dornern jämmerlich zerstochen. Auf sein Geschrey liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbey. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben dem Rosenstrauche und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir großen Kinder manchmal auch! sagte Jakob. Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beyden Händen darein. Der richtet sich durch Tanz und Spiel, der durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann steht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft. Er soll daher nicht blos seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln.“

An einem schönen heitern Sonntagsmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die erste Lilie ausgeschlagen, und im Glanze der aufgehenden Sonne mit mehreren Blumen lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

„Wie schön hell und weiß, wie rein und fleckenlos, sie ist, sagte die Bäuerin.“

„Ja wohl, sprach Jakob mit Rührung; o daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und fleckenlos seyn möchte! Dieß wäre ein erfreulicher Anblick für Gott und für seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt.“

„Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!“ sagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt! sprach Jakob. Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmanns sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen und vergessen darüber so leicht den Himmel. Die schöne aufrecht stehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bey all unserer Mühe und Arbeit auf-

wärts blicken und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann."

„Alle Gewächse, fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, auch die zartesten Grasspitzen streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!"

Eines Tages setzte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweyfache Geschäft, liebe Tochter, sagte der Vater, sollte das Eine Geschäft unsers ganzen Lebens seyn. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt seyn, Gutes hinein zu pflanzen und keimendes Böses auszurotten, sonst verwildert es. Wer aber diese zwey Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern."

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen un-

schuldigen Freuden bereits drey Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe sehr vergnügt zugebracht, und ihrer ehemaligen Leiden beynahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und er befand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das Marie manchmal sehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte, und erst jetzt im Herbste in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerstreut auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch, sagte der Vater. In der Jugend gleichen wir wohl einer frischaufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen, und unsere Blüthenzeit ist sehr kurz, und sehr schnell vorüber. Bilde dir also, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach

Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenleiter stehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb legte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da, und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten seyest, und der Herr seines großen Gartens, der Welt, sich deiner freuen möge.“

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedecken. Aber sey getrost! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, und als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt, und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht: so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen

wirst, sey dir ein Bild der Auferstehung und Unsterblichkeit."

Marie blickte ihren Vater an. Zwey große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrak und bange Ahmungen erfüllten ihr Herz.

Eilftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte, und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob wirklich sehr krank. Marie bath ihn, den Arzt des nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu holen. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arzney, und Marie begleitete ihn unter die Thüre hinaus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde. Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bey seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sey. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte.

Doch trocknete sie ihre Thränen, und suchte sich zu erheitern, ehe sie wieder zu ihrem Vater hinein ging, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bey ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrak sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie bethete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine letzte seyn werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie sagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar niemanden mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind, sprach der Vater, und both ihr freundlich die Hand aus dem Bette. Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was solltest du sie nicht finden! Gott giebt sie dem Spatzen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben? Der Mensch braucht wenig, und auch dieß nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sieh, meine einzige Sorge ist die, daß du immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gott Lob! jetzt noch bist.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist,

und was für schlechte Menschen es giebt. Leider giebt es Menschen, die sich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Gebothen, und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen, und dir schmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgauckeln — so höre sie nicht an, und achte nicht auf sie. Nimm nie, nie ein Geschenk von ihnen und glaube ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen."

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlest du diese Glut auf deinen Wangen. Laß dich diesen Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nach-

giebst, dann bist du in Gefahr, verloren zu seyn auf immer!“

„O Marie! In deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblicke haben, in denen du Lust zum Bösen fühlest, und dich gern überreden möchtest, es sey nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blickt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen.“

„Sieh mich noch einmal recht an, Marie! O wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der

Versuchung laß es dir seyn, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!"

„Gutes Kind! Du betrachtest mein blasses, abgezehrtes Aussehen mit Thränen. O sieh da, daß alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blühendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jetzt bist. Auch du wirst einst so blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hinwegnimmt! Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelsteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jetzt mein einziger Schmerz."

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost."

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich es dir sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu; denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer Gartenlaube zu Eichburg oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maaße finden.“

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, da deine Mutter starb, da glich mein Herz lange den dürren, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete ich auch nach

Trost; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, trocknen Erde gleicht. Aber sey dann unverzagt. Die Erde dürstet nicht umsonst nach Regen; Gott sendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Trost bey Gott; dieser Trost wird dein Herz erquicken, wie den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquickender Regen."

„Habe, liebes Kind, stets ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes heilige Vorsicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, alles zum Besten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden."

„Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unserer mühseligen Reise draußen an der Straße krank darnieder sank. Sieh, dieser Krankheit bediente sich Gott, uns dieses ruhige Plätzchen, auf dem wir bey diesen guten Landleuten nun schon über drey Jahre so vergnügt leben, zu verschaffen. Ohne diese Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht so aufgeregt worden; sie hätten uns etwa eine Schüssel frische Milch und ein Stück Brod vorgesetzt und uns dann wieder weiter ziehen lassen. Ohne diese Krankheit hätten wir und diese lieben Leute einander nicht so gut kennen gelernt, und einander nicht

so lieb gewonnen. Alle Freuden, die wir hier genossen, das Gute, das wir vielleicht hier stifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unsers Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bächen, sogar in Sümpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat Er auch allen Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so, daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag."

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieser Segen sey jetzt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen

Mäd-

Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meyntest du wohl, du seyest glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeynt, daß er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühtest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen."

„Er, der gute, treue Gott wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebeth erhört! — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe; was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück

das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können."

„Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf das liebreichste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüßig seyen. Wo dich deßhalb seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch seyn möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade diese Lage nothwendig sey, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen."

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthume und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versetzt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist."

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird Er dir auch noch

diese meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen."

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du aufs neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas so Fürchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beysammen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen, oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmückt seyn werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner setzte sie aber auch nicht dahin, daß sie da bleiben und auf einander vermodern sollten — nein, damit sie im offnen Lande, an Gottes freyer Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einst herrlicher blühen möchten. Du freutest dich ja allemal, wenn ich die klei-

nen Pflänzchen aushob, ja, du mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Behältnisse zu enge würde; du warest froh, wenn sie nun im Lande waren und sagtest: „Wie wohl wird es ihnen jetzt seyn! Ich meyne, ich sehe es ihnen an.“ Solche schwachen, armen Pflänzchen sind wir Menschen auch; ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrliches aus uns werden. Deßhalb versetzt uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen herrlichen Gottesgarten — den Himmel.“

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es seyn, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten, an den schönen Frühlingsmorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird zu dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, zum Paradiese verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jetzt kommen. O sey doch

fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beysammen, und scheiden unter Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bey einander wohnen und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, so vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewigen nicht! Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt schon darauf!" — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Samenkörnlein, das in ein gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freylich betrübt, liebes Kind, sagte er, und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich den Samenkörnlein, die bey einem milden, sanften Frühlingsregen ausgesäet werden."

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrey gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sey. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte schöne erbauende Gespräche mit ihm und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder herein gerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen.“

Marie erschrak und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine

nahe Todesgefahr zu Sinn kam; allein sie faßte sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater, sagte sie; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?“

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebethe zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete sehr wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen floßen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, bethete — und zerfloß fast in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und die übrigen Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bey, und allen standen die Zähren in den Augen. „Jetzt, sagte Marie nachher, ist es mir recht leicht um das Herz, und ich bin recht getröstet; die christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!“

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus

gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen, zu sehen, wie er sich befinde. Marie fragte fast allemal: „Meynt ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O, mein Kind! Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.“

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die schwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Finkens mit Schrecken. Die hervorsprossenden Schneeglöcklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblick. „Ach Gott, sagte sie, alles lebt neu auf und alle Welt hofft — soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch — setzte sie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu, und das letzte Gebeth Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bey ihm. Der Mond schien so helle durch die Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie! fing der Vater an, lies mir doch das schöne Gebeth Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gieb das Buch mir her, sagte er, und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh, sagte er, dieß soll mein letztes Gebeth für dich seyn.“ Er zeigte auf die Stelle, und bethete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligster! Bewahre Du sie in deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bey ihr in der Welt war, suchte ich sie in deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht,

daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gieb, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!"

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!"

„Ja, fuhr der Vater fort, liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit sehen, die Gott Ihm vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen."

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte, und an seinem Munde ersparte, gekauft.

„Liebe Marie, fing er über eine Weile an, ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweisest. Du hast das vierte Geboth getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so

arm und hülflos ich dich auch in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens seyn. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostete zwar nur einige Kreuzer. Allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehrere Goldstücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bey aller Müh und Arbeit doch immer Zeit finden kann — wenigstens einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich; das befolge. Das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“

hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherley Bücher, die ich in meiner Jugend las. Er ward mir überdieß zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth."

Morgens gegen drey Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig."

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist! sagte der Vater. Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O wie freue ich mich! Lebe fromm, damit du einst auch dahin kommest!"

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bette, und entschlief — sanft und selig! Marie meynte, es sey etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; sie weckte die Leute im Hause. Alle kamen an das Sterbebette. Als nun Marie hörte, er sey wirklich todt, da um-

faßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweiße.

„O du guter, guter Vater, sagte sie, wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht. O Dank sey dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Danke küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte! Jetzt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meyntest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für alles, und verzeih, wenn ich dich durch kindischen Leichtsinn je betrübte! — O Gott! vergilt du ihm seine Liebe! — Ach könnte ich jetzt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal seyn, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel giebt, ein ewiges Leben! Das ist jetzt mein einziger Trost.“

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielem Bitten und Zureden, ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bey der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und bethete bis an den Morgen. Bevor man den Todtensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. „Ach, sagte sie, das letzte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht — als lächelte es, als glänzten jetzt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! O lebe wohl — lebe wohl — guter Vater! schluchzte sie. Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben.“

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuauflebenden Erde seyen ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung, sagte sie, und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich.“

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerschlag so durch das Herz, daß sie

fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bath sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bey dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und jederman hatte Mitleid mit der armen, verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Ein Paar große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sey denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verwese, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Frucht.“ Er sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig über tragen und allen, die ihn sahen, ein so schönes Beyspiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle

demselben erwiesene Liebe, und ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfärrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und bethete da. „So von Herzen wie hier am Grabe meines Vaters, sagte sie, kann ich doch nirgends bethen. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimwehe nach jenem Vaterlande!" Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsatze von dem Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Aeltern vereiniget zu werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem war. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bey aller Schönheit, ein recht widriges Aussehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwieger=

Bayerische Staatsbibliothek München

ältern etwas angenehm seyn würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr großes, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Aeltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrockenem Herzen abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen. Sie saßen fast allemal traurig so beysammen auf der Bank, und er setzte sich zu ihnen und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja! sagte der alte Bauer, so gehts. Du Mutter hast dir von dem Glanze des vielen Geldes, und du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drey mit einander gestraft. Wir

hätten dem guten Rathe des alten Jakobs folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bey seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht."

„Weißt du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehn tausend Gulden sind aber doch ein schönes Geld. Allein Jakob sagte: Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehören starke Schultern dazu, es zu tragen, daß es einen nicht in den Boden drücke, und einen krüppelhaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnet ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, so wohlthätig und nothwendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ists, ich höre ihn noch."

„Und du, mein Sohn, sagtest einmal: Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blü-

hend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: Eine Blume ist aber nicht bloß schön; sie vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. Sie giebt uns die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes, todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig. Dieß sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals das größte Glück schien, ist jetzt unser größtes Unglück. Gott gebe uns seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jetzt nichts mehr zu machen." So sprachen die drey mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl ein Paar hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überlästig sey. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie hatten mit sich selbst zu

thun. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Sie fragte den Herrn Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von Ihr die Dienste einer rüstigen Bauernmagd; man beladet Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemessen sind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jetzt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürfte dieser seyn, für jetzt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu bethen, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreyen wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versetzen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bey einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Bethe Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen.

Das liebste Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach, sagte sie, als sie ihn weinend dahin setzte, wenn ich nur immer hier seyn könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!“

Der Rosenstrauch war jetzt mit grünen Blättern geschmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht, sprach Marie, da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstocke. Bisweilen ist er ganz dürre und kahl, und man sieht nichts daran als Dörner. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist.“ Die Zeit der Dornen ist jetzt für mich — aber ich will unverzagt seyn; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir noch in Erfüllung: „Geduld bringt Rosen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verstoßung.

Unter den mancherley Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie; allein dieses Mal begrüßte sie den anbrechenden Morgen, der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehmals an diesem Tage ihren Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk, das sie selbst heimlich verfertigte, überreicht, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und den reinlich gedeckten Tisch mit Blumen geziert. Sie hätte ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebethen, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blu=

men zu schmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischem Grün, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn, und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater, sagte sie, du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da die Leute auf dem Tannenhofe, von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwöhnisch war, hatte sogleich

Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freylich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könne, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bey dem Heumachen gewesen sey. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Meynest du, ich wisse es nicht, daß du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle packe dich aus dem Hause. Unter meinem Dache ist kein Platz für ein solches Gesindel.“

Der junge Bauer sagte: „So spät wirst du sie doch nicht mehr fortschicken! Die Sonne ist ja bereits unter gegangen. Laß sie doch noch

mit uns zu Abend essen, da sie den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat — und behalte sie nur noch diese Nacht.“

„Keine Stunde mehr, schrie das rasende Weib, und du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Scheit aus der Küche, und stopfe dir damit das Maul.“ Der Mann sah, daß er durch Zureden nur übel ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Lästerungen nicht; sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld, und bath nur noch um die Erlaubniß, von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. „Den kannst du nehmen, sagte die junge Bäuerin höhnisch, und wenn du gleich die beyden Grauköpfe selbst mitnehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ohnedem noch lange keine Lust, sie zu holen.“

Die beyden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beyde. Sie trösteten indeß Marien, so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind, sagten sie, und Gott sey mit dir.

Der Segen deines Vaters ist ein heimlicher Schatz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich, bey Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwey schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu seyn pflegt.

„Du guter Vater, sagte Marie, ach, daß du noch lebtest, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und

dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bey dir! — Ach so unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebtest doch du noch, liebster Vater, aber jetzt scheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o einen so guten Vater, einen so treuen Beschützer und Freund! Jetzt aber habe ich gar niemand mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen." Sie brach aufs neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott, rief sie hierauf und sank auf ihre Kniee, bester Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten ist, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer seyn, und mein Herz möchte mir beynahe zerspringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte

an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Aeltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lassest ja die schmachtenden Blůmlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden sind, sich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickest sie reichlich mit erfrischendem Thau! O erbarme — erbarme Dich meiner!“ Sie weinte aufs neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen, sagte sie nach einer Zeit, und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschickt habe, ließe man mich vielleicht ohnehin nirgends hinein.“

Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benützt. „Auf diesen Stein hier will ich mich niedersetzen, sagte sie, und bey dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal hier, und sehe dieses geliebs

te Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin seine Hand mich führen wird.“

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäste, und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Tuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, und sie bethete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott, schluchzte sie einmal, hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden solle?“

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bey ihrem Namen: „Marie! Marie!“ Sie blickte auf und erschrak. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit

Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Kniee und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt.“

„Liebe Marie! sagte die Gestalt freundlich, ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebeth erhört. Sieh mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?“

„Gott im Himmel, rief Marie, ja, Sie sind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?“

Gräfin Amalia hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O kannst

du uns, kannst du meinen Aeltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!"

Marie sagte weinend: „Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dieß, daß Sie — Sie, edle Gräfin und Ihre theuern Aeltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sey Dank!"

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blickte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als ein Kind lag, dessen letztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, das hier auf dem Grabe steht — — o daß du noch lebtest, daß ich dein

An=

Angesicht noch einmal sehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesetzt hätten, du redlicher, alter Diener, so moderte deine Hülle nicht hier, so wärest du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch unter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Aeltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt an deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!"

„Ach, gnädige Gräfin! sagte Marie, mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebeth ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. „Marie, sagte er kurz vor seinem Ende, ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft werde deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurück rufen. Versichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalia, den ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit ge-

gen sie war, bis es brach. Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte."

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Komm, Marie, setze dich hier neben mich auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!"

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie! sagte die Gräfin Amalia, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesetzt, und sie mit dem Arme umschlungen hatte. Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!"

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und

dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Aeltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor einem Paar Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberst-Forstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwey fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieser Herren, die mit gekommen waren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabey nicht nöthig hatte; denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl und angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit mahlerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblick und gefielen mir so sehr, daß ich

mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich."

„Wir gingen durch das Dorf; die Thüre des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeynt als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg."

„Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grabschriften durchgangen hatte, sagte mir die Försterstochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmahl und keine Grabschrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstock

und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe!“ Ich ging hin – und blieb wie versteinert stehen. Den ersten Augenblick erkannte ich das Körbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verflossen, daß es bereits Nacht war. „Was ist zu machen? sagte ich. Heute ist es freylich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reisen wir ab.“ Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen.“

„Das arme fremde Mädchen? sagte der Schullehrer. Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bey dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk, doch wenigstens so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten.“

„Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bath ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könnte; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Aeltern zu gehen, ihnen zu sagen, wo ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe Marie, kam also meine plötzliche Erscheinung. So hat das Blumenkörbchen unter Gottes Leitung uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammen geführt.“

„Ja, sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, das hat Gott so gefügt. Er hat sich meiner Thränen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt.

O, wie gütig, wie liebreich ist Er gegen mich! Man sagt freylich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er sendet noch Engel — edle Seelen voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels."

Amalia unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schicksale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um sich in ihrer Stelle recht fest zu setzen. Deßhalb ersann sie die boshafte Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr auch wirklich schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine lebens-

längliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. So bleibt es wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen uns nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bey allem, was sie nur immer zu unserm Verderben ersinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier."

„Aber nun mußt auch du mir erzählen, sprach die Gräfin weiter, wie du, gutes Kind, noch so spät hieher zum Grabe kamst, und warum du eben jetzt wieder gar so trostlos weintest?"

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem Tannenhofe weggeschickt wurde — und die gute Gräfin erstaunte aufs neue. „Ja, in der That, sagte sie, das hat Gott so gefügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigsten warest, und so schmerzlich und mit so heißen

Thränen zu Ihm um Hülfe flehtest, hieher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglücklich zu machen. Allein wider Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Aeltern in die Arme, die alle wetteifern werden, dich glücklich zu machen."

„Allein jetzt, sagte Amalia, ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Aeltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie; ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns." Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beym Arme und sagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmahl setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu

vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen."

Sie gingen endlich Arm in Arm bey dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wieder gefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange düstere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalia und Marie voll stiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

„Wir reiseten dieses Jahr früher als sonst, und zwar sogleich in den ersten angenehmen Tagen des Märzes aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich."

„Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu.“

„Als der Baum mit großem Gekrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwey kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Potz tausend,' sagte August, sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!“ „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelsteine!“ sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrey. „O Jesu, der Ring!“ rief sie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrey meiner Mutter.“

„Ja, er ist es! sagte sie. O du guter, ehrlicher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist; noch lieber wird es mir aber seyn, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten.“

„Aber wie in aller Welt, fragte ich, kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelnest auf den höchsten Gipfel des Baumes?“

„Das will ich Ihnen sogleich sagen, sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, eure Unschuld entdeckt zu sehen. Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch und der Gipfel für sie fast unmöglich zu ersteigen. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesetzt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben alles, was glänzt, über die Maaßen, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das ist nun ganz ausgemacht. Mich wunderts nur, daß

ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Vögel könnten den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte."

„Meine Mutter sprach: „Ihr habt vollkommen Recht, Anton, und jetzt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Vögel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblickt, und, während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen."

„Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommnen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. „Es schmerzt mich in der Seele, sprach er, daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht angethan haben, und

mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben."

„Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin dastand. „Du falsche betrügerische Schlange, rief er, wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen, und sie zu einer so himmelschreyenden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?"

„Auf, und ergreift sie!" rief er den zwey Gerichtsdienern zu, die bey Fällung des Baumes mitgeholfen und sich gleich zweyen Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nämlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in ebendenselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die

Marie unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Geld und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entschädigen; wie sie geht und steht soll sie endlich von dem Gerichtsdiener hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewiesen werden."

„Alle Leute, die da waren, erschraken über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.

„Es geschieht dir recht! sagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beym Arme faßte. Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein."

„Das hat man von Lug und Trug! sprach der andere, indem er sie beym andern Arm nahm. O, es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so klein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen."

„Die Köchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose

Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurück. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bey einem Härlein faßen läßt, dessen bemächtiget er sich leicht auf ewig.“

„Nun, nun, sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, wir wollen hoffen, sie werde sich wenigstens jetzt noch bessern; sonst gehts ihr in der andern Welt freylich noch schlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt, setzte er noch hinzu, und schwang die Axt, wird umgehauen, und in das Feuer geworfen.“

„Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es liefen von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jetzt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bey Entdeckung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes

Ver=

Vermögen wollte ich darum geben, sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen ist etwas Schreckliches."

„Er blickte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhobener, feyerlicher Stimme: „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den niemand betrügen kann. Er, der Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, beschlossen, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden zu lassen. — Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nachts das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umsturz drohe; da mußte ein

mächtiger Platzregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bey dem Umhauen des Baumes selbst gegenwärtig seyn; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerst entdecken; da mußte selbst Jettchen, die falsche Anklägerin, die erste seyn, die Mariens Unschuld mit einem lauten Schrey gleichsam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfters zugetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle alten Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sey's nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den niemand täuschen kann, und damit sie bey den mancherley Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!"

„So sprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend

auseinander. — Und dieß, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

Unter dieser Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach dem Geschmacke des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren nach altdeutscher Kunst und Art mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit einer Menge von Jägern, von Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bey Nacht, wann die herab hängenden kristallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des frommen Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein so rührendes schönes Gemählde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit des alten Dieners an seine Herrschaft, die blos durch die seltsamsten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen wäre, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesetzt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beyspiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter aber, sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle über-

häuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bey der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unweises Benehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirne die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! Wir wollen alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber sie soll von nun an dein Eigenthum seyn. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den schönen Garten dabey, wovon dein Vater nur die Nutznießung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen, und Amalia sie dir überreichen.“

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin, kurz bevor Marie hereinkam, aus dem Schmuckkästchen genommen und angestekt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mitte

dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schätzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersatz für das Unrecht, das dir geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuck nicht seyn kann, so soll er zu deinem künftigen Brautschatze bestimmt seyn. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautschatz nöthig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!" — und mit diesen Worten steckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorhin die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte ganz betäubt; sie unterlag beynahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte nicht nehmen.

Einer der fremden Herren sagte: „Nimm du, armes Kind, immer, was reiche Großmuth dir giebt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden."

„O nicht doch, sagte die Gräfin, Sie schmeichlen uns, Herr Baron. Es ist dieses keine Handlung der Großmuth. Wir haben der Welt ein Beyspiel von einer schreyenden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist uns zu unserer Beruhigung schlechterdings nothwendig, den begangenen Fehler wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienst können wir hier gar keine Ansprüche machen; wir erfüllen blos eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die bescheidene, anspruchslose Marie stand — und hielt den Ring, den sie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; sie blickte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an, als wollte sie ihn fragen, was sie thun solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder zurück zu nehmen. Da diese Begebenheit ein ganz außerordentliches Beyspiel ist, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit scheint, dennoch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter, diese Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beyspiel seyn, wie edle Menschen ihre begangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir

deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; wer seine Aeltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen.“

Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie stand, war hoch erfreut, daß ihre Aeltern so edelmüthig handelten. Aus ihren Blicken strahlte das reinste Wohlgefallen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie scheel die Kinder sehen, wenn Aeltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch besonders gerührt. „Gott, sprach er, wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen lie-

benswürdigen Tochter, die so edel als Ihre Aeltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unsrer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt; es ist ein Kapital, das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun die Abendmahlzeit aufzutragen, bath den Herrn Pfarrer bey der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebethes — welcher schöne Gebrauch damals auch bey höheren Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Emfindung. „Mein Gott, dachte sie, wie wehe that es mir nnd wie

kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu jener Stunde bereits hier in diesem Schlosse unter diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für deine gütige Vorsorge! Ach, verzeih mir meine Kleinmuth und gieb mir deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken."

Marien wurde ihr Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: „Da du, unsere — nicht verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wieder gefunden bist, so ist es ja billig eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabey gebührt dir mit Recht die erste Stelle." Sie nahm Marien bey der Hand, und führte sie an den ihr bestimmten Platz.

Während des Speisens war beynahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bey der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er

aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie, sprach er einmal, es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meyne nicht, daß ich es aus dem Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen: Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann, sprach der Pfarrer; denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsere Blicke nie blos auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten und, ich darf es sagen, gerade den armselig-

sten Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese Welt ist nur der Vorplatz einer andern Welt. Dieses Erdeleben nur Vorbereitung auf ein zweytes, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin aufstoßen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blicke aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Aussichten, die uns über alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend ist, beruhigen müssen."

„So ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hingegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen, geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja er mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurück lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine schreyende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empören, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt."

„Allein es giebt ein besseres Leben; es giebt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem guten Manne seine Leiden und sein unverdientes Elend schöner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen die diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist.“

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, so muß ich doch noch Eines erzählen, das ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte.“

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorsicht immer war; so konnte er sich doch nie aller schmerzlichen Sorgen um das künftige Schicksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen. An jenem Morgen aber fand

ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd both er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun, Herr Pfarrer, ist mir auch der letzte Stein vom Herzen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konnte ich bethen, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmlischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Geberh sey erhört. Getrost schließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter werde noch entdeckt werden, und der edle Graf werde die Vatersorge für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr vertreten.“ So sprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und somit den versteckten Edelstein und Mariens verkannte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebeth damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Desjenigen, der alle menschlichen Schicksale lenkt, sein Gebeth fortgesetzt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das Höchste gestiegen war,

beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, götte lich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schicksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glückliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes um das Glück seines innig geliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt doch dieß gewiß, daß jenes nächtliche Gebeth des frommen Greises und die Erhörung desselben über diese ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitete und ihr gleichsam die Krone aufsetze. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung."

„Nein, fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, kein bloßes Ungefähr hat uns hier zusammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinblicken läßt."

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis seyn, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten

Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schützen kann, unser einziger Trost."

„Dieß ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!" sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand both. Alle übrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät, sagte jetzt die Frau Gräfin, und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einander gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerstreuen. Denn besser können wir den heutigen Tag unmöglich beschließen." Alle gingen gerührt aus einander.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Des folgenden Tages mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schlosse geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am emsigsten aber waren Gräfin Amalia und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bey den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe sich nach und nach neue Kleidungsstücke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jetzt beynahe ganz so, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommnen, beynahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalia sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten; du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bey mir; und da mußt du doch anders gekleidet seyn. Auch ist es am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest; so macht es am wenigsten Aufsehen!"

Beyde Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu putzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstück schon bereit stand. Jedermann stutzte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vortheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beyfall.

Nach dem Frühstücke stieg man sogleich ein, und Marie mußte sich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten Landleute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sey, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen konnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand, war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch, sagte sie, dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwey Fräulein Töchtern aussteigen helfen.“ Als sie aber dem einen vermeynten gnädigen Fräulein die Hand both, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers soll dieß seyn?“ rief sie in ihrer rohen Mundart, ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrücken. „Ach, sagte der brave Bauer, ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken seinem Rathe gefolgt hätte, so stünde es jetzt viel besser mit mir.

Seit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dieß habe ich seinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde.“

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herbey, indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam näher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und Danksagungen überhäuft.

Die beyden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt, sprach der alte Mann zu Marie, es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen. Sieh, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen.“ Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie den Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit sei-

nem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich sorgen."

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sagte für sich selbst: „Hm! Hm! Was man nicht alles erleben muß. Da ist das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliches Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht? Jetzt darf unser eines freylich nicht mehr neben sie hinstehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, das Land auf und ab zu betteln."

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht; er hatte aber schon an dem Anblicke ihrer höhnischen, verzerrten Mienen genug. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!" sagte er, und ging in dem Garten ein Paar Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater, sagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bey dem alten Bauern stehen blieb, ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird so bald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld

von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzenslust den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden.“

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalia und Marie, redeten alle den alten Leuten zu, es so zu machen. Es wäre aber nicht so viel Zuredens nöthig gewesen; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war sehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutsche mit den vier prächtigen Schimmeln auf seinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er sich nicht lange, einzuwilligen, so hart es ihm auch fiel, seine alten Aeltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde.

Die junge Bäuerin aber schob so zu sagen mit beyden Händen, die alten Schwiegerältern recht gewiß aus dem Hause zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und sagte — da sie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das

ist ja eine erschreklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine Frau Exzellenzinn da könnte gar denken, die Leute sind ja gröber als die eichenen Klötze. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glück!"

„Nun, das freut mich, sagte der junge Bauer, daß du das einsieheſt. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht."

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth, wie ein gesottener Krebs. Indeß getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbste kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, seine guten Aeltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Diese Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegerältern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sey, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bey Vermeidung eines Exekutionsbothen an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schrecklich böse und fluchte und tobte. „Da kommen wir ja von dem Regen in

die Traufe, sagte sie; wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet.“ Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Aeltern noch Gutes thun könne; nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Aeltern setzten sich am folgenden Morgen in die Kutsche und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem bösen Weibe ging es aber noch so, wie sie es an ihren Schwiegerältern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bey einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinse wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinse, die abermal verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde der Gant gegen ihn erklärt. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke

an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bey Tage fast immer auf der Strasse, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und hin und her denken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehn tausend Gulden noch einige hundert. Nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen; allein sie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakob nicht helfen, sagte sie; so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser." Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bey dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersetzte sich diesmal in allem Ernste und brachte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneyglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber; zogen ihr aber, da ihnen Gift beygemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeynenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja, da ließ ichs gelten. Aber ich, meynte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt und auch daheim meine täglichen Gebethe nie unterlassen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und gespart und mich als ein treffliches Muster von der löblichsten aller Tugenden, der Häuslichkeit betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wissen, wie man anders seyn kann? Ich hätte gemeynt, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarrey.“

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur

Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechsle, eine wahre Abgötterey sey; daß der rohe Zorn, von dem sie sich beherrschen lasse, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstoßen, und sogar ihre alten Schwiegerältern, die sie doch wie ihre eigenen Aeltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bey ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die sie hie und da einem Armen, oft nur um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und bemitleidenswerthesten Hausarmen niemals mit einem Metzen Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten ge-

wesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können, gebracht und sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sey, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich seyn könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebeth, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebeth seyn könne — —".

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreyen: „Ich bin doch die unglücklichste Person auf Erden, sagte sie; mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß der auch so feindselig gegen mich seyn könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgeneigt ist und mich für so schlecht hält."

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach, sagte er, wie hart ist es doch, daß ein Mensch, dessen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der äch-

ten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indeß bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält in seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!"

„Ach, sagte er, indem er eben an dem Garten vorbey ging und einen Blick hinein warf, wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meynen, um glücklich zu seyn, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bey all ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte."

Die Bäuerin mußte indeß noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte bey allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der Herr Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde in ihren letzten Lebenstagen auch etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob

sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beyspiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sey, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, indem sie sonst nicht ruhig sterben könne; wer sie eigentlich sey, wolle sie Marien selbst entdecken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und ver-

ständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsteres Aussehen hätte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwey letzten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun blieb der Geistliche bey einer alten Thüre, die blos aus rohen Brettern zusammen genagelt war, stehen und sagte: „Hier! — doch warten Sie noch ein wenig; Sie werden das da sehr nothwendig haben.“ Er tröpfelte ihr etwas Melissengeist auf ihr Taschentuch und öffnete dann die Thüre.

Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte seyn können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier verpappt; eine elende Bettstadt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Dekel und Handhebe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit einer

gräß=

gräßlichen, röchelnden Stimme zu reden anfing, und ihr die dürre Hand entgegen streckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung hervor gebrachten Worten so viel, diese entsetzliche Gestalt sey — Jettchen; Jettchen, die damals, als sie noch im Schlosse zu Eichburg war, schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sey mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erschöpfte sich in Versicherungen, daß alles, alles längst verziehen sey, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglückliche, zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche schrie laut auf: „Zurück!“ und streckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gottes willen, sagte er, was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist ansteckend.“ „Was ist es

denn für eine Krankheit?" — sagte die unschuldige Marie erschrocken. Der Geistliche blickte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglücklich geworden, indem ihr Unglück andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marien wehmüthig anblickend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schreckliche Tod ist die Folge eines unzüchtigen Lebens! Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seyen; Sie werden oft sehr leichtfertig reden, und über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beyspiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Lebenlang an dieses Beyspiel hier. Sie sehen da, wi elend die Sünde mache. Das Andenken dieses Schreckenanblicks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in Ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten, und es so

gräßlich hinrichteten, diese entsetzliche Gestalt zeigen! Es giebt Leute, die uns Geistliche unweise nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein eine solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unschuldige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält."

Jettchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in der Residenzstadt war, sich heimlich in verbothene Bekanntschaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg verwiesen wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz verführt, lebte eine Zeit in lauter Lustbarkeiten, erschien in prächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausgelegt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlassen, im tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach, sagte sie, ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schicksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewissens nicht mehr

achten mochte; daß ich nichts mehr als Putz, Schmeicheleyen und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich am Ende so weit gebracht.“ — „O, rief sie lautweinend und mit hohler, heißerer Stimme, wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch, da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verziehen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!“

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Entsetzen, Eckel und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer schwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang die widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bey sich selbst sagen: „Diese entsetzliche Gestalt — war einst Jettchen, das schöne Jettchen!“ und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Dabey dachte sie an ihr blühendes Aepfelbäumchen, das einst der Reifen verwüstet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — freylich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Herzen aufs neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben. —

Sie bath indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schickte ihr einen Arzt, Speisen,

Leinewand, und was sie sonst nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch die schrecklichsten Schmerzen geduldet, und wegen ihres gräßlichen Anblicks und des Verwesungsgeruches bey noch lebendigem Leibe fast kein Mensch mehr sich ihrem Bette nähern konnte, starb sie im drey und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreisen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward sie sehr gerührt, und sie konnte die Thränen nicht zurück halten. „Ach, sagte sie, damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so wieder zurück kommen

würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!"

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, standen die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freundlich begrüßt, und alle bezeugten ihre Freude, sie wieder zu sehen und wünschten ihr Glück, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bey der Hand, bath sie vor allen Anwesenden um Verzeihung, bezeugte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergütung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und versicherte, auch er, auf den die größte Schuld falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maymorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das Fenster schien, hatten sie so frühe geweckt. Sie eilte ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Gesichter; manche jungen Leute, denen sie als Kinder Blumen geschenkt hatte, waren so herangewachsen, daß Marie sich darüber wundern mußte. An der Gartenthüre kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, grüßten sie

liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

„Einst, sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jetzt, da wir gleichsam aus unserer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt."

„Ja, ja! sagte die Bäuerin: Es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen Andere zu seyn; man weiß nicht, wie sie uns wieder dienen können." „Nun, nun, sprach der Bauer; daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: „Seyd barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen."

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bey dem Aepfelbäumchen, das eben jetzt in der schönsten Blüthe stand. „Ach, sagte sie, wie kurz ist das Daseyn des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!"

Sie setzte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche selige Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem sie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weihte seinem Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich in schöneren Gegenden befinde, und dort einärnte, was er hier aussäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amaliens, von jedermann geehrt und geliebt, immer sehr frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalia an dem Arbeitstischchen, und beyde waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im scharlachrothen Festkleide und mit frischgepuderter Perüke — sehr feyerlich in das Zimmer. Amalia und Marie schauten einander verwundert an, was dieß zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeugte erst Amalien seinen Respekt, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friderich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Exzellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte

adjun-

adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sey, habe ihm gestern eröffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bey, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, das er einst Marien zufügte und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einiger Maaßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund seyn lassen, den gemachten Antrag abzuweisen. Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmannes war ein sehr vortrefflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Beyfalle vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bey der fürstlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelich; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdieß noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marien, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herab kam, einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glücklich seyn würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war so bescheiden, und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Huth, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diente, als sie unruhig zu machen, und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig,

mit Friderich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sey — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutter-Stelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse. —

Dieses war dem klugen Amtmann schon genug; er entfernte sich sehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin sehr angenehm seyn würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten beyde eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friderich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schicken würden. Allein wir hütheten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unsern Wunsch — für so etwas von einem Befehl ansehen; und in Heirathsachen ist uns al=

les, was auch nur von Ferne einem Zwang ähnlich ist, in der Seele verhaßt. – Jetzt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zuthun erfüllt werden."

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten in Marien die beste Schwiegertochter und Ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Ecken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeicheley nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da sie alle häuslichen und ländlichen Arbeiten selbst verrichtete, so versteht sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommnen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien sehr glücklich seyn!"

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung als gewiß annahm, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beytragen, sagte sie, die Hochzeit recht feyerlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schlosse geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.“ „Sieh, sieh, setzte sie lächelnd bey, jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!“ Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dieß wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen, sagte die Frau Gräfin, und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu seyn.“

Der Hochzeittag war einer der feyerlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals

in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch bey allem Volke an Liebenswürdigkeit, und jedermann schätzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblickte, fiel ihm Jettchens schreckliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott, sagte er, wenn nur alle, die hier zugegen sind, Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einsehen, wohin

die verschiedenen Wege, auf denen diese zwey Mädchen wandelten, am Ende führen."

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die uns Menschen auf Erden durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Aeltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzuflößen, indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sey, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Aeltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren und in allem Gottes Gebothe heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheide-Wege seyen, die uns hindeute, wohin wir gehen müssen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalia hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist, sprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkörbchen zu zieren. Ein solches Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmückte, als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war.“

„Allein dieses Blumenkörbchen steht als ein ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja desselben, die Schicksale der Braut wunderbar

zu lenken und uns allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, dem Atlaßglanze der Lilie, der ganz eignen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schicksalen unsers Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedienet, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Bösen zurück zu schrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Vorfall den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Vorfälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits geschehen wird — mit einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird."

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Körbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweyten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren."

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Jakobs Denkmahl.

Das Denkmahl des seligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach und sehr schön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt, außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, blos die Worte Jesu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet, und die sehr gelungene Zeichnung dem

Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmahle erhob sich ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmahl auf das Grab setzen. Es nahm sich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wann erst der Rosenstock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedecken, sich über den blendendweißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmahl war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allzeit zu dem Grabmahle. Wenn dann etwa ein oder der andere sagte, es sey ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu setzen, so sagte der Pfarrer: „O, es ist noch mehr, als blos ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht

das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir stehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt." Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsätzen aus der Hand legen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bei Ph. Krüll, Buchhändler in Landshut, ist zu haben:

Genovefa, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder. 3te rechtmäßige Aufl. mit Kupf. 8. 1817. 6 gr. oder 24 kr.

Ostereyer, die, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder; vom Verfasser der Genovefa. 2te Aufl. 12. 1818. ord. Ausgabe 3 gr. od. 9 kr. gr. 12. Ausgabe 12 kr.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam; eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verb. Aufl. 12. 1821. ord. Ausgabe 3 gr. od. 9 kr. gr. 12. Ausg. 12 kr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde vom Verf. der Ostereyer. 1tes Bdch. 12. 1821. ord. Ausgabe 3 gr. od. 9 kr. gr. 12. Ausgabe 12 kr.

Blühten, dem blühenden Alter gewidmet, vom Verfass. der Ostereyer. 8. 1819. 5 gr. od. 20 kr.

Geschichte, biblische, für Kinder. 3 Theile. 8. 1820. netto 18 gr. od. fl. 1. 9 kr.

— dieselbe im Auszuge. 2 Theile. 8. 1821. netto 8 gr. od. 30 kr.

Engelbrecht, A., Aufsätze pädagogischen Inhalts; ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung, mit Kupf. 8. 1821. Rthlr. 1. od. fl. 1. 30 kr.

Hausaufgaben für Schreib - und Rechnungsschüler in Volksschulen, oder Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. 2te verb. Aufl. 8. 1823. 4 gr. od. 15 kr.

Diktirübungen nach den Regeln der Orthographie geordnet, nebst einem Diktir - Surrogat für Volksschulen; ein Hand - und Lesebuch für Elementarschulen vom Verfasser der Hausaufgaben. 8. 1822. 3 gr. od. 12 kr.

Mauerer, K., Lesebuch für geübtere Leseschüler. 8. 1818. 4 gr. oder 15 kr.

— kleine lehrreiche Erzählungen und Lesesätze, nebst einigen Gleichnissen und Denksprüchen aus dem Munde Jesu. Ein Geschenk für Kinder. 8. 1820. 2 gr. oder 8 kr.

— Briefe für Kinder — nebst einigen Anreden bey öffentlichen Schulprüfungen. 2te Aufl. gr. 12. 1817. 3 gr. od. 12 kr.

Kempis, Th. von, 4 Bücher von der Nachfolge Christi, dem christlichen Volke in einer neuen Uebersetzung und wohlfeilern Ausgabe gewidmet. 3te Aufl. gr. 18. 1820. 6 gr. od. 24 kr.

Der Alte von den Bergen; eine Erzählung für Kinder. 2te verb. Aufl. 12. 1822. 3 gr. od. 12 kr.

Itha, Gräfin von Toggenburg, eine sehr schöne und lehrreiche Geschichte a. d. 12ten Jahrhundert, neu erzählt für alle gute Christen, besonders für unschuldig Leidende. Ein Seitenstück zur Genovefa, mit Kupf. 5te Aufl. 8. 1823. 6 gr. oder 24 kr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Das Blumenkörbchen Eine Erzählung ; Mit 1 Titelkupfer

Landshut 1823

Paed.pr. 4449 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761934-7